

Die windisch-kroatische Militärgrenze und ihre Vorläufer*

Von GÜNTHER PROBSZT

Dem Raum, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, ist vom Schicksal ein hartes Los zuteil geworden. Wollte man alle Völker und Stämme aufzählen, die ihn in geschichtlicher Zeit durchquert oder angegriffen, erobert, besetzt und verwüstet haben, würde man schier kein Ende finden. Es ist dies zwar das Los jeden Grenzlandes und Grenzraumes, aber in unserem Falle war die seßhafte Bevölkerung ganz besonderen Unbilden ausgesetzt, weil die von Osten kommende Gefahr fast ständig vorhanden war und durch Jahrhunderte nahezu pausenlos andauerte.

Was vom Westen kam, war viel harmloser, ja sogar fruchtbar für die Weiterentwicklung. Schon die Kelten haben eine ansehnliche Kultur geschaffen, als sie sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischten, und erst recht dann die Römer, die in Österreich und dem östlich angrenzenden Ungarn zwei Provinzen, Noricum und Pannonia, geschaffen hatten, die unter den neuen Herren eine Zeit großer Blüte erlebten. Wohl waren die Römer als Eroberer gekommen, die Landnahme war in Noricum im großen und ganzen unblutig, in Pannonia dagegen um so blutiger gewesen. Zwei Gründe hauptsächlich lagen dieser Besetzung zugrunde: wirtschaftliche und militärische. Das Gold der Tauern, das schon von den Tauriskern ausgebeutet worden war, bildete einen ebensolchen Anreiz wie das Eisen des Hüttenberger und des steirischen Erzberges und das Salz der österreichischen Berge. Militärisch aber galt es, dem Imperium ein Vorfeld, ein Festungsglacié zu schaffen. Das italische Kernland wurde dann durch eine weit vorgeschobene Verteidigungslinie, den Limes, geschützt. Denn der Gebirgskamm der Alpen, der in einem Halbrund Norditalien umgibt, war infolge des unübersichtlichen Geländes für eine Verteidigung lange nicht so gut geeignet wie der breite Strom der Donau, dem entlang Wall,

* Vortrag, gehalten im Schloß Eggenberg am 19. September 1962 (Steirische Akademie).

Graben und Wachthäuser ausreichendere Sicherheit boten als die oft leicht zu umgehenden Gebirgspässe. Dieser Donaulimes hat ebenso an der österreichischen wie an der ungarischen Donau bestanden. Die Entwicklung dieses Limes im ungarischen Raum ist gewissermaßen der Einrichtung der Provinz vorausgegangen; sehr begreiflich, da diese ja erst gegen Angriffe geschützt werden mußte, während sich in Österreich das Umgekehrte vollzog. Der westpannonische Limesabschnitt wurde daher bereits unter Tiberius im wesentlichen besetzt, der ostpannonische unter Domitian regelmäßig ausgebaut. Die endgültige Organisation des Limes war das Werk des Trajan, während unter seinem Nachfolger Hadrian alle Lager in Stein gebaut wurden¹.

Wir wissen aber, daß alle Maßnahmen bei größeren Angriffen doch versagten. Der Markomannenkrieg ist das wichtigste Beispiel hierfür. Und erst recht der Zwang, unter dem Druck junger, gestählter Völkerschaften schließlich zu Ende des 5. Jahrhunderts Noricum wie Pannonien nahezu kampflos räumen zu müssen.

Mit dem Abzug der Römer lag dann der ganze Raum ungeschützt da. Die Völkerwanderer zogen ja weiter ins Römerreich und der dort winkenden reichen Beute entgegen. Sie hatten keinen Grund, das durchzogene Land im Rücken gegen die nachdrängenden Stämme irgendwie zu sichern.

Den Germanen folgten Hunnen, Slawen und Awaren. Seßhaft sind in den Alpen nur die von den Awaren vorgetriebenen Slawen geworden, eine Zeit, deren geschichtliche Quellen nur sehr dürftig fließen. Heller wird es erst mit Karl dem Großen, der zum Schutz der Ostgrenze wehrhafte Marken gründet und überdies die Awaren so energisch bekämpft, daß sie endgültig aus dem Geschichtsbewußtsein verschwinden.

Es ist nun eine fast hundertjährige Atempause, bis 896 mit der Landnahme der Magyaren in Ungarn jenes Volk in die europäische Geschichte eintritt, das dem südlich und westlich der Donau gelegenen Raume auf Jahrhunderte hinaus seinen Stempel aufdrückt. Daran ändert auch der große Sieg Ottos I. auf dem Lechfeld bei Augsburg nichts, daß das Ungarn der Arpaden und später des Matthias Hunyadi, genannt Corvinus, der stets angriffsbereite Feind im Osten bleibt, gegen den man sich schützen muß.

Obwohl sich seit König Stephan dem Heiligen der Ungar langsam zu einem seßhaften Bauernvolk zu entwickeln beginnt, so bleiben seine

¹ Andreas Mócsy, Die Bevölkerung Pannoniens bis zu den Markomannenkriegen. Budapest 1959, S. 135.

Krieger doch auch weiterhin die wilden und kühnen Reiter aus der Zeit Arpads. Ihre Taktik ist der überraschende Überfall; ihren flinken Pferden bietet das Hügelland der Oststeiermark und des späteren Westungarn kein Hindernis. Die bäuerlichen Fluchtburgen dieses Gebietes sind bald ausgeräuchert. Ummauerte Städte mit einer organisierten Abwehr existieren nur ganz sporadisch. Man umgeht sie.

Die Ungarn selbst hatten sich übrigens höchst geschickt und zielbewußt gegen Angriffe gesichert. Zwar war auch für sie im Osten die größere Gefahr, weil dort der alte und unerbittliche Feind, der Petschenege, zeltete. Aber auch die anderen Weltgegenden wurden nicht außer acht gelassen und das mit bewußter strategischer Planmäßigkeit ausgebaute Schutzsystem durch einen großartigen Grenzschutz gekrönt: durch einen breiten, fast unbewohnten, vielfach unwegsamen Ring, der das Siedlungsgebiet sämtlicher Stämme umschloß. Im Nordwesten, Norden, Osten und Südosten bildeten die von undurchdringlichen Urwäldern bedeckten Karpaten einen natürlichen Schutzwall, im Süden die Steppe von Déliblät, das Sumpfgebiet an der unteren Donau sowie das waldreiche Berggelände der Fruška Gora und Slawoniens (das heutige Kroatien), an der Westgrenze bildeten das Waldgebiet, das sich von der Murinsel nach Nordnordwesten erstreckt, mit dem Wienerwald, das Marchfeld und das Gebiet zwischen den Flüssen Olsawa, March und Waag, seit 907 sogar die Ostmark und Mähren eine natürliche Schutzlinie. Dieser breite Gürtel, das Gyepüelve, d. h. das vor den künstlichen Landsperrern, den Gyepüs (zu deutsch lebender Zaun, Hecke), liegende Gebiet, sollte die Ungarn vor überraschenden Angriffen bewahren. Andererseits bot ihnen selbst dieses Schutzsystem Gelegenheit zu plötzlichen Überfällen. Bei Öffnung der Landstore, die am inneren Ende der das Grenzland durchquerenden Wege durch Errichtung künstlicher Sperren angelegt waren, konnte man die Nachbarn unerwartet angreifen. Was die Ungarn auch reichlich getan haben. „Außerdem diente ihnen das Gyepüsystem als Jagdgebiet und als Lagerplatz vor den Plünderungszügen. An den gefährdeten Punkten wurden ständig Wachposten aufgestellt, und zwar an den äußeren Ausgängen des Gyepüsystems, also an der eigentlichen Landesgrenze.“²

Dies war also das großartige Sicherungssystem, das dieser gefährlichste Gegner des Mittelalters auch unserem Raum gegenüber anwandte. Es sind übrigens auf burgenländischem Boden noch Spuren davon erhalten.

² Bálint Hóman, Geschichte des ungarischen Mittelalters, I, Berlin 1940, S. 110 f.

Was konnte da dem so frühzeitig und so trefflich organisierten Osten im Westen entgegengestellt werden, in einem Westen, wo sich nach den Stürmen der Völkerwanderungszeit alles eben erst zu formen begann, langsam und zaghaft, in einem Westen, wo die neu eingreifende Kolonisation teils ein unzerstörtes Kulturland fand wie in Noricum und Karantanien, teils ein Gebiet wie Pannonien, das erst niedergetreten und menschenleer werden mußte, um der neuen Kultur dienen zu können? Für das Frankenreich war unser Raum freilich der „Osten“, Oriens, Orientales partes, Slavina. Er zerfiel fortan in die karantanische und in die awarische oder pannonische Provinz. Es ist nicht meine Aufgabe, Ihnen die meist vagen Abgrenzungen dieser beiden Provinzen vorzuzeichnen, es genügt zu sagen, daß die Grenzsicherung dieser beiden Provinzen um 796 zwei Grafen erhielten. Der eine führte die Oberaufsicht über Friaul, Istrien, Krain und die dalmatinischen Kroaten. Als Grenzhüter hatte er wichtige militärische Aufgaben und hieß deshalb auch Herzog oder Markgraf, der andere, übrigens ein Schwager Karls des Großen, erhielt Oberpannonien, Karantanien und vielleicht auch Unterpannonien nördlich der Drau. Unter Karls Sohn und Nachfolger Ludwig dem Frommen kam es im Ostland zu schweren Unruhen, unter anderem fielen auch die Bulgaren wegen Grenzstreitigkeiten in Unterpannonien ein, wo sie das Gebiet rechts und links der Drau verheerten. Dieser Einfall hatte eine neue Einteilung der Provinzen zur Folge. Das ganze 9. Jahrhundert war in diesem Gebiet vom Kampfgetöse erfüllt³.

Zu allem Überfluß brachen 894 zum ersten Male die „Awaren, die man Ungarn nennt“, wie eine Quelle sie bezeichnet, in Unterpannonien ein. Als sich diese Magyaren durch die Landnahme 895/96 in der Awarenüste zwischen Donau und Theiß niedergelassen hatten, wurden sie zu unmittelbaren Nachbarn Pannoniens. Wenige Jahre später, am 5. Juli 907, fand dann die unglückliche Schlacht im „Ostlande“ statt, in der der ganze bayrische Heerbann fiel. Das Hügelland und die Ebenen der Mittel- und Untersteiermark, die Einfallstore Pannoniens nach Karantanien und Italien, gingen dem Reich ebenso verloren wie die Ostmark und Westungarn. „Keine Urkunde, kein Chronist berichtet durch 66 Jahre von den Schicksalen dieser Länder.“⁴

Dies zeigt, daß die oben gestellte Frage, was der Westen dem Osten entgegenstellen konnte, in dieser Frühzeit absolut negativ beantwortet werden muß. Erst der Sieg Ottos I. auf dem Lechfeld 955 brachte eine

Wende. Aber es vergingen noch lange Jahre, bis wir wieder neue Amtsbezirke von Grafen und Markgrafen auf jenem Boden finden, der seit 907 verloren war, so an der Donau östlich von Enns, an der mittleren Mur, an der Drau, an der Sann und jenseits der Save, oder — mit ihrem deutschen Namen — die Ostmark, die Kärntner Mark, die Pettauer und endlich die Krainer Mark. Sie alle wurden von dem siegreichen Kaiser wenige Jahre vor seinem Tode zur Sicherung Bayerns, Kärntens und Friauls gegen Osten eingerichtet⁵. Aber noch gab es hier keine festen Grenzen; ihr jeweiliger Verlauf wurde durch das Kriegsglück bestimmt.

Erst langsam beginnen sich festere Umrisse herauszukristallisieren. Aber die Bildung von geschlossenen Territorien wurde dadurch erschwert, daß weltliche und geistliche Besitztümer bunt durcheinandergewürfelt dalagen. Wie konnte bei solch einander widersprechenden Interessen eine einheitlich geregelte Grenzverteidigung möglich sein? Auch in Ungarn gab es zahlreiche Stämme, auch hier war die Zentralmacht langsam verfallen, die Stammesorganisation zusammengebrochen und einer Herrschaft der Heerführer gewichen, aber trotzdem hatte die Stoßkraft ihrer gegen den Westen gerichteten Streifzüge nicht nachgelassen, der Nachbar an Gefährlichkeit nichts eingebüßt, während im Westen der Verteidigungsgedanke durch Uneinigkeit gelähmt wurde. Dazu kam auch noch der große Investiturstreit, der über die unglücklichen Lande namenloses Leid brachte. Diesen Wirrwarr machten sich die Ungarn weidlich zunutze. Mit Recht gilt das Jahr 1122 als Geburtsjahr der Steiermark; unter dem neuen Landesherrn, dem Traungauer Otakar III., der die Ungarn erfolgreich bekämpft hatte, schien sich endlich ein neues großes Territorium im Südosten des Reiches zu entwickeln, als er noch in jungen Jahren unerwartet starb. Sein Söhnchen war erst ein Jahr alt. Das Land wurde in die große Auseinandersetzung zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. hineingezogen und schrecklich verwüstet⁶.

Ich habe hier nur für eine knappe Zeitspanne die dauernde Unsicherheit im Innern dieser Grenzgebiete angedeutet, um dadurch auch für die Zukunft die Gründe zu beleuchten, die eine wirklich gelenkte Landesverteidigung gegen den Osten unmöglich machten. Wohl hatte der Markgraf als Hüter der deutschen Grenze die verantwortungsvolle Aufgabe, diese mit allen Kräften zu verteidigen. Er besaß hierzu das Recht, die gesamte waffenfähige Bevölkerung aufzubieten und das Land durch Anlage fester Plätze zu schützen. Da es im Lande selbst wenige

³ Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark (Allg. Staatengesch., 3. Abt. Deutsche Landesgeschichten, 12. Werk), I, Gotha 1920, S. 95 ff.

⁴ Ebenda, S. 100.

⁵ Ebenda, S. 112.

⁶ Ferdinand T r e m e l, Steiermark. Eine Landeskunde, Graz-Wien 1949, S. 39 ff.

Freie gab, zog der Markgraf, der zugleich der größte Grundherr war, die tüchtigsten seiner unfreien Leute zum Heeresdienst heran und besetzte mit ihnen seine Burgen, welchem Beispiel auch die mächtigen freien Geschlechter und die Kirche folgten. Dadurch aber trat das allgemeine Aufgebot gegen die Berufskrieger zurück, die durch Geübtheit in den Waffen ihre verhältnismäßig geringe Zahl wettmachten. Zur Verteidigung des Landes waren in erster Linie die Burgen berufen, die zum Teil aus Befestigungen hervorgegangen waren, die bereits die Slawen angelegt oder selbst schon vorgefunden hatten, oder zum anderen Teil aus karolingischen Königshöfen. Wall und Pfostenwerk, Graben und Holzturm, Hütten und Scheuern, Stallungen und Backöfen bildeten Wehr- und Verpflegungsanlagen. Die Ungarnstürme erforderten viele solcher Anlagen, sogar im oberen Enns- und Murtal, besonders aber an der mittleren Mur und an der Drau und Save. Nach dem Jahre 1192 übernahmen dann Städte und geschützte Märkte die Rolle der Burgen im großen, nämlich eine Zufluchtsstätte der wehrlosen Landbevölkerung zu sein. Aus diesem Grunde lagen auch viele dieser Orte an und nahe der Grenze, wie z. B. Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld, Radkersburg und Pettau. Auch die Ansiedlung des Deutschen Ritterordens um Friedau diente dem Grenzschutz, und ebenso dürften die Johanniter um Fürstenfeld eine ähnliche Aufgabe gehabt haben. Der Mark als Militärgrenze waren auch die Schützenhöfe eigen. Herzogliche Schützen erhielten besonders um Radkersburg Höfe oder selbst kleinere Dörfer als Dienstlehen, vereinzelt auch zu Fehring und an anderen Orten. Und es ist gewiß, daß Ortsnamen wie Schützen, Schützendorf und Strelzen, ein Name, der eine slawische Wurzel hat, auf solche Ansiedler zurückgehen. Sie haben dann Jahrhunderte später in der eigentlichen Militärgrenze ihre Nachfolge gefunden⁷.

Somit war der Landschutz die Hauptaufgabe des Adels. Früher als anderswo, seit 894 schon, war ja das offene Land dauernd den Verheerungen durch die östlichen Nachbarn ausgesetzt gewesen. Daher mußte hier der Edle „über seinem Herrenhofe auf dem schützenden Berg seine die Volksgenossen schirmende Wohnung erbauen.“⁸

Leider schweigen die Quellen über den Schutz der Ostgrenze; man hört nur ausnahmsweise von erfolgreichen Kämpfen der Pettauener und anderer Herren. Aber für diese Unkenntnis entschädigt uns die Tatsache, daß schon zahlreiche ansehnliche Festen vorhanden waren, zu denen sich die landesfürstlichen Städte als stattliche Burgen gesellen⁹.

⁷ Pirchegger, a. a. O., S. 279—283.

⁸ Ebenda, S. 369.

⁹ Ebenda, S. 370 f.

Mithin kann man zu Anfang des 13. Jahrhunderts schon vom Vorhandensein einer Grenzverteidigung und Grenzbefestigung sprechen, ob sie aber ausreichte, ist eine andere Frage. Man wird sie wohl negativ beantworten müssen. Hätte doch sonst während des Interregnums nach dem Aussterben der Babenberger in Österreich und dem Tode Kaiser Friedrichs II. die Steiermark nicht so leicht die Beute der Ungarn und des Przemysl Ottokar II. von Böhmen werden können! Wobei jedoch zugegeben werden muß, daß auch die innere Zerrissenheit viel zu dieser Fremdherrschaft beitrug.

Im großen und ganzen blieb vor der Erfindung der Feuerwaffen dieses in knappen Zügen geschilderte Grenzverteidigungssystem bis zum Ende des Mittelalters bestehen. Während der Herrschaft der Anjou in Ungarn herrschte an der Ostgrenze verhältnismäßige Ruhe; dann allerdings erfolgte 1418 ein verheerender Einfall des östlichen Nachbarn; ebenso 1446, der allerdings nicht eine der üblichen Raub- und Beutezüge war, sondern den Cilliern galt, mit denen der neugewählte ungarische Reichsverweser Johann Hunyadi in erbitterter Fehde lag. Aber das waren doch nur Einzelfälle¹⁰. Zu einer jahrzehntelangen, neuerlichen Bedrohung der Ostgrenze kam es dann während des Thronstreites Kaiser Friedrichs III. mit Hunyadis zum ungarischen König gewähltem Sohn Matthias Corvinus. Sie hielt auch noch einige Jahre über den Tod des Corvinen, der 1490 in dem von ihm eroberten Wien verstorben war, in unverminderter Stärke an.

Aber schon war dem geplagten Land außer den Ungarn ein neuer, vielleicht noch grausamerer und infolge seines unerschöpflichen Reichtums und militärischer Überlegenheit noch gefährlicherer Feind erstanden: die Türken¹¹. 1471 waren sie zum ersten Male in Krain und in die Steiermark eingefallen und hatten furchtbar gehaust. Von da ab reißen die Einfälle nicht mehr ab. Es war ein Glück, daß mit Maximilian I. dem Lande ein Herrscher gegeben war, der alle österreichischen Erblande seit der Erbteilung von 1379 wieder in einer Hand vereinigte; ferner, daß Maximilian die einander widerstrebenden Interessen dieser

¹⁰ Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark 1282—1740 (im folg. zitiert als Pirchegger II), Graz-Wien-Leipzig 1931, S. 41 und 56 f.

¹¹ Derselbe, Die ersten Türkeneinfälle (1396, 1415, 1418). Zschr. d. Hist. Vereins f. Steiermark (im folg. abgekürzt ZhVSt.), XVIII, 1922, S. 67 ff., und die dort verzeichnete ältere Literatur. — Über Kärnten s. Wilhelm Neumann: Die Türkeneinfälle nach Kärnten (Wahrheit und Dichtung in der Kärntner Geschichtsschreibung von Jakob Unrest bis zur Gegenwart), in: Festgabe für Harold Steinacker zum 80. Geburtstag, München 1955, S. 84 ff. (Auch in den Südostforschungen — abgekürzt SOF — XIV, 1.)

Länder zwar nicht aus der Welt schaffen, aber die daraus entsprungene Unzufriedenheit wenigstens dämpfen konnte; drittens, daß er eine soldatische Natur war, der, wenn seine zahlreichen Feldzüge auch nur teilweise vom Glück begünstigt waren, doch eine vorausdenkende und im großen planende Strategie und Politik verfolgte, in deren Programm nicht zuletzt der wirksame Schutz der Ostgrenze eingebaut war. Sein abenteuerlich-genialischer Plan war ja, einen großen Kreuzzug gegen die Osmanen zu unternehmen, in denen er instinktiv schon frühzeitig nicht nur den späteren Erbfeind der Christenheit, sondern auch seiner am neuralgischen Punkt gelegenen Lande und hiemit auch des Reiches selbst erkannte. Dieser infolge der Uneinigkeit der Fürsten trotz einer bis ins einzelne gehenden Planung von vornherein zum Scheitern verurteilten Idee war ja auch seine Heiratspolitik untergeordnet. Als er 1515 während des glanzvollen Wiener Kongresses seine Enkelkinder den beiden Kindern des schwachen Ungarnkönigs Wladislaw II. Jagello vermählte, war dadurch nicht nur eine Stärkung der habsburgischen Hausmacht, sondern — vielleicht sogar in erster Linie — die Schaffung eines dem Westen, vor allem Österreich, verbundenen, wenn nicht sogar untertanen Vorfeldes erreicht. Es sollte bekanntlich anders kommen, als es sich der Kaiser in seinen kühnsten Träumen erhofft hatte. Die von den in Ofen residierenden Jagellonen beherrschten Länder der Wenzels- und der Stephanskronen fielen kaum ein Jahrzehnt nach dem denkwürdigen Kongreß, 1526, wirklich ungeteilt an das Haus Österreich.

Ludwig II., mit Maria von Habsburg vermählt, hatte 1516 noch als Knabe sein bereits von allen Seiten bedrohtes Erbe angetreten. Noch mehr als sein Vater war er Wachs in den Händen der ihn umgebenden Magnaten, von denen keiner die Krone einem Landfremden gönnte. Dieses Problem schien den Großen viel wichtiger als die Verteidigung des Landes, dem sich der Türke bereits in der bedrohlichsten Weise genähert hatte. Bald waren wichtige Grenzpositionen in ihren Händen; in Ungarn aber geschah kaum etwas, um dieser Gefahr zu begegnen. Zu allem Überfluß hatte Ludwig sich die Gunst des geldmächtigsten Mannes seiner Zeit verscherzt, nämlich die Jakob Fuggers, dem man die von ihm gepachteten und ausgebeuteten oberungarischen Bergwerke gewalttätig abnahm, ohne daß von den Ungarn jemand imstande gewesen wäre, diese höchst ergiebige Einnahmequelle dem Lande selbst wirklich nutzbar zu machen. Eine katastrophale Münzverschlechterung kam dazu und machte es unmöglich, ausreichende Verteidigungsmaßnahmen zu treffen. Als es dann 1526 bei Mohács zu der die Welt erschütternden Katastrophe kam, in der der junge König den Tod fand, verbreitete sich am Hofe von Westminster aus Fuggerscher Quelle alsbald die Nach-

richt, der König von Ungarn wäre niemals unterlegen, wenn er über 150.000 Dukaten verfügt hätte¹².

Diese schwere Niederlage als Ergebnis einer leichtfertigen Politik, dann drei Jahre später die beinahe geglückte Eroberung Wiens durch die Türken, zuletzt 1532 ihr Rückzug von einem abermaligen Vorstoß auf Wien unterhalb der Wälle und Mauern der Stadt Graz, hatten das Abendland und vor allem das Haus Österreich vor entscheidende Fragen gestellt. Mit Dreschflegeln und Sensen, ja selbst mit den Lanzen und Schwertern gepanzerter, auf schweren Schlachtrossen sitzender Ritter und den Spießen der unter Maximilian aufgekommene deutschen Landsknechte konnten die auf flinken Pferden dahineilenden Akindschi, die „Renner und Brenner“, wie sie genannt wurden, nicht oder nicht ausschließlich mehr bekämpft werden. Auch die festen Plätze mußten sich in der Verteidigung zu einer elastischeren Taktik bequemen als bisher. Neben Pfeil und Bogen, den auch die Türken mit unerhörter Treffsicherheit handhabten, waren jetzt auch die Büchse und dann die Artillerie in den verschiedensten Formen und Kalibern getreten. Und überdies hatte die erste Wiener Belagerung auch gezeigt, daß man sich des Feindes nicht nur von Wall und Mauer, sondern auch vom Erdinnern aus erwehren mußte. Schon 1529 war ein erbitterter Minenkrieg geführt und dank dem vortrefflichen Entgegenwirken österreichischer Bergleute auch erfolgreich bestanden worden. Man hatte umlernen müssen und mußte gerade bei einem so listigen Gegner, der sich aus Renegaten aus aller Herren Ländern auch ein tüchtiges und erfindungsreiches Ingenieurkorps herangebildet hatte, in der Zukunft auf allerhand Überraschungen gefaßt sein.

Maximilian hatte die Mohács-er Katastrophe nicht mehr erlebt. Nach einem kurzen Interregnum war ihm im Reiche sein Enkel Karl V. und in Österreich dessen Bruder Ferdinand, spanischer Infant und Erzherzog von Österreich, später römischer König und zuletzt als Kaiser der erste dieses Namens, nachgefolgt. Ein Thronwechsel ist immer eine mißliche und gefährliche Sache. Ferdinand hatte in Ungarn zudem außer mit den Türken auch mit dem Woiwoden von Siebenbürgen und später dem türkischen Goldehörigen Gegenkönig Johann Zápolya zu rechnen. Es war eine Lage, die sich sehr wohl mit der nach dem Tode Karls VI. eingetretenen vergleichen läßt.

Eines war jedenfalls klar, daß, wenn man sich nicht bald zu einer energischen und wirksamen Türkenabwehr aufraffte, der Halbmond

¹² Götz Freiherr v. Pölnitz, Anton Fugger, I, Tübingen 1958, S. 79.

alsbald anstatt des Kreuzes auf den österreichischen Kirchen auf-
gepflanzt sein und die Pferde der türkischen Reiter in diesen Kirchen
ihren Hafer fressen würden. Das ist die Situation, aus der gewisser-
maßen zwangsläufig das entstehen muß, was wir unter der „Militär-
grenze“ begreifen, eine dem römischen Limes nicht unähnliche, nur
den jeweils obwaltenden Verhältnissen nach Möglichkeit immer wieder
neu angepaßte Institution. Ich sage: nach Möglichkeit. Denn nichts ist
so sehr von dem Stand der Finanzen abhängig wie das Kriegswesen, zumal
wenn man noch kein stehendes Heer hat, sondern mit den unverläß-
lichen Soldtruppen aus aller Herren Ländern rechnen muß. Und wie
sollten diese Finanzen in Ordnung sein, wenn es im Westen allenthalben
kriegerische Auseinandersetzungen gab, in die auch das Haus Habsburg
verwickelt war. Es war da bei den Finanzen notgedrungen jener ver-
derbliche Zustand eingetreten, wo man immer wieder ein Loch auf-
reißen mußte, um ein anderes zu stopfen. Schon Kaiser Maximilian
hatte aus diesem Grunde seine Kriegskammer in engste Beziehung zu
den Finanzbehörden bringen müssen. Aber die Kammer war bald wie-
der verschwunden. Als Ferdinand dann eine Neuordnung des Behör-
denwesens begann, wurde zunächst kein eigenes Organ für die Kriegs-
sachen geschaffen, wenn auch nicht wenig über diese deliberiert wurde,
wobei ausdrücklich und wiederholt hervorgehoben wurde, daß es sich
vor allem um Verteidigungsvorkehrungen gegen die östliche Kriegs-
gefahr handle. Bei diesen Beratungen ging es dem jungen König nicht
so sehr um die Bestellung von Kriegsräten im Sinne des noch unter
seinem Großvater beschlossenen Innsbrucker Libells von 1518 und son-
stiger, meist von den Landständen erlassener „Defensionsordnungen“,
sondern mehr um die Berufung militärischer Ratgeber¹³. Aber nirgends
findet sich ein Hinweis, daß dieser Plan wirklich zur Ausführung ge-
langt wäre. Dafür wird der Finanzbehörde, der Hofkammer, der maß-
gebende Einfluß auch auf das Kriegswesen zugestanden; ihr steht die
Aufsicht über die befestigten Grenzplätze, Instandhaltung der Bauten,
Bezahlung und Verpflegung der angeworbenen Mannschaft zu. Anson-
sten war die Lösung aller wichtigeren Armeeverwaltungsfragen den
Landesstellen anvertraut. Eine nur zu begreifliche Dezentralisierung,
wenn man bedenkt, wie schnell oft genug gehandelt werden mußte. Eine
volle Zentralisierung dagegen hätte bei dem noch primitiven Verkehrs-
wesen nur zu leicht eine Katastrophe auslösen können. Der spätere Hof-
kriegsrat hat zur Genüge bewiesen, wie gefährlich und sinnlos es war,

¹³ S. für das folgende: Thomas Fellner und Heinrich Kretschmayr, Die
österreich. Zentralverwaltung I/1, Geschichtl. Übersicht (Veröff. d. Kommission f. neuere
Gesch. Österreichs, V, Wien 1907), S. 234 ff.

lebenswichtige Entscheidungen den Männern am grünen Tisch in Wien
zu überlassen.

Es ist natürlich hier ganz unmöglich, sämtliche Vorstadien, die
späterhin zur Errichtung der Militärgrenze führten, im einzelnen dar-
zulegen. Es sei daher nur soviel gesagt, daß König Ferdinand schon
1530 dem steirischen Feldobristen Johann Katzianer als Generalkapitän
das Kommando über sämtliche Truppen in Rumpfkroatien, Südsteier,
Krain und der Windischen Mark, also dem Gebiet zwischen Save, Gurk
und Kulpa, übertragen und damit den ersten Grund zur späteren Mili-
tärgränze gelegt hatte. 1538 hatten auch die kroatischen Stände be-
gonnen, für ihre eigene Grenzverteidigung zu sorgen; sie hatten zu die-
sem Zweck christliche Flüchtlinge angesiedelt und überdies deutsches
Kriegsvolk in diese Gegend gelegt. Die angesiedelten Grenzer aber er-
hielten, militärisch in Kompanien gegliedert, den Namen „National-
miliz“.

Im Zuge der großen Behördenorganisation Ferdinands I., der damit
das große Reformwerk seines Großvaters Maximilian I. fortsetzte und
ausbaute, war dann endlich 1556 nach langen Verhandlungen ein Hof-
kriegsrat geschaffen worden, der als eine alle habsburgischen Länder
umfassende Zentralstelle zur planvollen Organisation der Grenzvertei-
digung gegen die Türken gedacht war und deshalb auch den 1564 ein-
getretenen Tod ihres Schöpfers eine Zeitlang überdauerte¹⁴. Faktisch
aber wurde der Geltungsbereich der neuen Behörde durch die Länder-
teilung unter den drei Söhnen des Verstorbenen stark eingengt, da die
innerösterreichischen Länder Steiermark, Kärnten, Krain, Görz und
das Küstenland sowie die oberösterreichischen, also Tirol und die Vor-
lande, dem Einfluß dieses Hofkriegsrates nahezu gänzlich entzogen
wurden. Nur auf dem Wege der Korrespondenz zwischen den Wiener
Stellen und den Erzherzogen Ferdinand in Innsbruck und Karl in Graz
blieb der Zusammenhang einigermaßen gewahrt. Es war aber anderer-
seits nur zu begreiflich, daß sich weder die Sekundogenitur in Inns-
bruck noch die Tertiogenitur in Graz in ihre ureigensten Belange, die
man in Wien kaum richtig einzuschätzen und zu beurteilen wußte, etwas
dreinreden lassen wollte. Am wenigsten natürlich Graz, das ja den
Feind gewissermaßen vor seinen Toren stehen hatte und daher in der

¹⁴ Oskar Regale, Der österr. Hofkriegsrat 1556—1848. — Mitt. d. Österr.
Staatsarchivs, Ergänzungsband I, Wien 1949. — Vgl. auch meinen aus einem Rund-
funkvortrag hervorgegangenen Aufsatz: Die innerösterreich. Hofkriegsordnung und die
windisch-kroatische Grenze. Bl. f. Heimatkunde, 35. Jg., Graz 1961, S. 92 ff., sowie
meine Arbeit: Der Beitrag der niederungar. Bergstädte zur Türkenabwehr. SOF XIII,
1954, S. 93 ff., die u. a. auch Daten über nach Kärnten und Steiermark gelieferte Ge-
schütze aus der Geschützgießerei in der Kupferstadt Neusohl bringt (S. 100 f.).

Verschleppungstaktik der Wiener Stellen mit Recht eine Vergrößerung der Gefahr in dringenden Fragen erblickte.

Denn die Zeit drängte. 1566 war die ungarische Feste Sziget gefallen und mit ihr zugleich ihr heldenmütiger Verteidiger, Graf Niklas Zrinyi; fast gleichzeitig mit ihm war aber auch Sultan Soliman der Prchtige, der sich erfolglos um den Besitz Wiens bemüht hatte, im Feldlager vor der belagerten Burg gestorben. Das bedeutete zwar eine Atempause, aber trotzdem beherrschten Türkengefahr und Religionsfragen in steigendem Maße die Gemüter. Für die Grenzverteidigung konnte die Ferdinandeische Länderteilung erst dann zum Vorteil werden, wenn der Kaiser dem neuen Herrscher in Innerösterreich, Erzherzog Karl, die Leitung übertrug. Es war wirklich höchste Zeit; denn der Frieden mit den Türken lief 1576 ab, und überdies verstanden diese unter einem Frieden keineswegs eine vollständige Waffenruhe. Feindselige Unternehmungen — hauptsächlich Beutezüge — in einer Truppenstärke unter 5000 Mann waren in den Augen der Hohen Pforte in Istanbul kein Friedensbruch! Diese Feststellung ist ungemein wichtig; denn nur bei einer völligen, durch das Friedensinstrument bis in die letzten Konsequenzen garantierten Waffenruhe konnten in den immer wieder heimgesuchten Grenzgemeinden die Felder bestellt und die Ernte eingebracht werden, ohne daß man Wächter aufstellen und seine Waffen auf den Acker mitnehmen mußte, konnten die Lebensmittelvorräte ergänzt und die Befestigungswerke ausgebessert und verstärkt werden.

Wie immer verschleppten auch diesmal Kompetenzstreitigkeiten und Bürokratismus, Engherzigkeit und Einsichtslosigkeit die endgültige Regelung der Angelegenheit, von der Leben und Wohlstand von Tausenden, ja der ganzen abendländischen Christenheit abhingen.

So kam es dann in zwölfter Stunde im Jahre 1578 endlich zur Errichtung eines innerösterreichischen Hofkriegsrates und zur Betrauung des Landesfürsten Erzherzog Karl mit dem „ewigen und immerwährenden Generalrat der windischen und kroatischen Grenzen“¹⁵.

Ein paar Worte nur über die Vorgeschichte. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten die innerösterreichischen Stände die katastrophalen Folgen erkannt, die der Übergang des kroatisch-slawonischen Vorfeldes in türkische Hände nach sich ziehen mußte. Schon damals waren bedeutende materielle und blutige Opfer zur Verteidigung Kroatiens gebracht worden, obwohl dies eigentlich Sache der Ungarn

¹⁵ Viktor Thiel, Die innerösterr. Zentralverwaltung 1564—1749, I, Archiv f. österr. Gesch., 105, 1916, S. 48 ff.

gewesen wäre. Trotzdem befriedigten die Ergebnisse nicht, da es an einer ständigen Organisation mangelte. Die Ursache davon war, daß alles vom Kaiser, der durch Personalunion auch König von Ungarn war, ausgehen oder von ihm gutgeheißen werden mußte. Aber der Kaiserhof, der sich unter Maximilian II. und erst recht unter Rudolf II. meist auf dem Hradschin zu Prag befand, war zu weit ab vom Brennpunkt der Ereignisse, als daß man dort das Verständnis für das Notwendige gefunden hätte. Wobei von den Schwierigkeiten und der Dauer der Befehlsübermittlung ganz zu schweigen ist.

Maximilian II. war selbst gegen die Türken im Felde gestanden; er kannte also ihre Kampfweise und ihr Heerwesen aus eigener Erfahrung. Aber sein kränklicher Sohn Rudolf II. war zur Beurteilung oder gar zur persönlichen Leitung militärischer Unternehmungen völlig ungeeignet. Es ist daher nur zu begreiflich, daß sich die innerösterreichischen, vorab die unmittelbar betroffenen steirischen Landstände, gegen die bisherige Art der Grenzverwaltung durch eine außerhalb ihrer Einflußsphäre gelegene Zentralstelle auf das heftigste verwahrten. Die Steirer sagten in einer Eingabe einmal ganz unverblümt, es mache den Eindruck, „als ob man die Grenze für einen Zaunstecken halte, der in weitem Felde stehe“.

Eine Unterteilung der für eine einheitliche Verteidigung viel zu ausgedehnten Ostgrenze, die in weitem Bogen längs des Karpaten-, Alpen- und Karstvorlandes bis an die Adria und die Save und deren Zuflüsse verlief, war zu einer Existenzfrage geworden. Das sah man endlich am Kaiserhof ein, und so wurde denn 1577 — ein halbes Jahrhundert nach Mohács — beschlossen, Erzherzog Ernst, ein jüngerer Bruder Rudolfs, solle die ungarische Grenze bis zur Drau, Erzherzog Karl aber jene südlich davon, jeder als Generaloberstleutnant — Oberst blieb der Kaiser —, als dessen Stellvertreter „administrieren“. Mit diesem Beschluß war jedoch die Sache noch lange nicht geregelt. Es ist ein wahres Wunder, daß sich die Türken, die ja über ausgezeichnete Kundschafter und sicherlich auch über heimliche Helfershelfer in den österreichischen Landen verfügten, sich diese Uneinigkeit und Unentschlossenheit nicht schon längst zunutze gemacht hatten! Sie hätten gerade jetzt wieder eine gute Gelegenheit dazu gehabt, denn es mußte ja, bevor es zu einem endgültigen Beschluß kam, eine Menge von Einzelfragen geklärt werden, was einen endlosen Papierkrieg entfesselte. Erzherzog Karl hatte zunächst Bedenkzeit erbeten und dann seine Bedingungen gestellt, die im wesentlichen die Übertragung der militärischen und der Finanzhoheit vom Kaiser auf ihn enthielten; eine gewiß schwerwiegende, aber auch unbedingt notwendige Forderung,

da es doch in allem nicht mehr auf langwierige Beratungen, sondern auf raschestes Handeln ankam.

Nun aber — es wurde schon angedeutet — erhob sich, als alles endlich in Fluß zu kommen schien, gleichsam im letzten Augenblick noch eine Frage staatsrechtlicher Natur¹⁶. Es handelte sich ja nicht um die Verteidigung der innerösterreichischen, vor allem der steirischen Ostgrenze schlechthin, sondern vielmehr um die der noch beim Rumpfungarn verbliebenen Gebiete, also um das östliche Glacis der Alpenfestung, um Kroatien und Slawonien. Diese Länder aber gehörten von altersher zu Ungarn, dessen Selbständigkeit nunmehr empfindlich bedroht schien. Rudolf handelte in diesem Fall allerdings nicht als Kaiser, sondern als König von Ungarn, und es konnte füglich vom Rechtsstandpunkt aus schwer angefochten werden, wenn er ein Mitglied seines Hauses, das ja auch den ungarischen Herrscher stellte, mit seiner Stellvertretung in einem Zweige der königlichen Exekutive, noch dazu in der ihm unbedingt zustehenden Militärhoheit, betraute.

Auch Karl hatte übrigens das richtige Gefühl, daß zu seiner Betrauung wenigstens die nachträgliche Genehmigung der ungarischen Stände eingeholt werden sollte, denn der Banus von Kroatien und dessen Stände gerieten nunmehr sicherlich in eine entscheidende Abhängigkeit von dem in Graz residierenden Regenten Innerösterreichs, der auch das Recht haben sollte, seine eigenen Untertanen, von Kroatien aus gesehen also Landfremde, bei der Besetzung der Befehlshaberstellen vorzuziehen, was in der Tat auch geschah. Nur zu begreiflich, wenn man bedenkt, daß man die Kroaten, die als Kommandanten in Betracht gekommen wären, nicht oder kaum kannte, ganz abgesehen davon, daß ja alles, was zum Schutz des östlichen Nachbarlandes geschah, nicht von diesem, sondern von den westlichen Anrainern und vom Reich finanziert werden mußte.

Österreich und Ungarn waren damals nur durch eine Personalunion verbunden, wenn auch immer wieder versucht wurde, eine Art von Realunion zu schaffen. Die Ungarn aber verlangten stets, daß über Ungarn nur durch Ungarn entschieden werden dürfe. Sie ließen also schon in dieser mehr als kritischen Zeit das Geschick ihres Landes hinter Formalitäten zurücktreten, die bei einigem guten Willen leicht zu bereinigen gewesen wären.

Die Entscheidung zugunsten Erzherzog Karls brachten schließlich die Hilfe des Deutschen Reiches und die Zuschüsse der innerösterrei-

¹⁶ Artur Steinwenter, Die Übernahme der Grenzverteidigung in Kroatien durch den Beherrscher Innerösterreichs (1578). ZhVSt. XX, 1924, S. 43 ff.

chischen Länder, die ungeachtet aller verfassungsmäßigen Bedenken das Recht in Anspruch nahmen, daß dieses ihr gutes und schwer erworbenes Geld auch in ihrem Sinne verwendet würde.

Zwischen der österreichischen Regierung und dem Erzherzog gab es noch einen ziemlich scharfen Briefwechsel, als sich die ungarischen Stände auf den Standpunkt stellten, Rudolfs Forderung, daß die kroatisch-slawonischen Stände dem Erzherzog in allen militärischen Angelegenheiten Gehorsam zu leisten hätten, sei eine Teilung der königlichen Gewalt. Sie behaupteten, daß dies für Kroatien geradezu einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse bedeute, da dort der Banus nicht nur in Rechts-, sondern auch in Kriegssachen der oberste Verwalter sei. Dies alles mutet an, als ob Feuerwehrleute angesichts eines schon lichterloh brennenden Hauses sich darum streiten würden, wer die Feuerspritze zu bedienen hätte. Denn tatsächlich brannte es in Ungarn, seitdem 1545 ein türkischer Pascha in der alten Königsstadt Ofen seine ständige Residenz aufgeschlagen hatte und bereits weite Gebiete des Landes dem Sultan untertan und hörig waren, an allen Ecken und Enden. Schließlich gewann denn auch bei den ungarischen Ständen die Vernunft die Oberhand über ihren nationalen Egoismus, und so bequemte sie sich denn doch dazu, die beiden Erzherzoge als Grenzadministratoren anzuerkennen; sie verlangten nur, daß Karl mit dem Banus gutes Einvernehmen pflege, damit die Freiheit Kroatiens nicht beeinträchtigt werde. Damit war Innerösterreichs Einfluß im Grenzgebiet gesichert, wenngleich Kroatien und Ungarn aus wirtschaftlich-nationalen und politischen Gründen nach wie vor dagegen eingenommen waren. Der ungarische und der kroatische Adel traten sogar alsbald nicht so sehr gegen den obersten Grenzverwalter als vielmehr gegen die deutschen Befehlshaber und Truppen auf, wobei, insbesondere bei den Offizieren, das Wort „deutsch“ hier nicht im Sinne der Herkunft als vielmehr der Sprache verstanden werden muß. Seine nationale Eigenwilligkeit ließ ihn nicht bedenken, daß er ohne fremde Hilfe in Geld und Truppen doch niemals imstande gewesen wäre, das Land zu verteidigen. Die große, man kann sagen abgöttische Liebe zu ihren Ländern hat die Kroaten und ganz besonders die Ungarn im Verlauf ihrer wechselvollen Geschichte nur zu oft vergessen lassen, daß man auch das Opfer der Nachgiebigkeit bringen muß, um zum Ziel zu gelangen. Dieser extreme Nationalismus ist aber ein Faktor, der in allen Fragen eines gemeinsamen Handelns — ich gebrauche hier einen viel später aufgekommenen Begriff — von Cis- und Transleithanien in eminenter Weise in Rechnung gestellt werden muß, um die Geschehnisse zu begreifen.

Eines muß allerdings dem östlichen Nachbar zugute gehalten werden: Die in Deutschland und anderen Ländern für die Grenzverteidigung angeworbenen Söldner gehörten keineswegs zur Elite der Menschheit. Der hochverdiente, längst verstorbene Grazer Landes-Archivdirektor Josef v. Zahn hat unter dem Titel „Landprofosen“ im 2. Band seiner unter dem Titel „Styriaca“ erschienenen Sammlung von Aufsätzen zur steiermärkischen Geschichte und Kulturgeschichte das wüste Treiben der „gartenden Landsknechte“ geschildert¹⁷. Unter diesem Ausdruck versteht man Söldner oder Landsknechte, die, des müßigen Herumliegens in den kroatischen Städten und Palanken, den durch Palisaden geschützten Blockhäusern, müde, auf eigene Faust in den umliegenden Ortschaften herumwilderten. Einer der vielen damals aufgekommenen Spottverse schildert gleichsam in nuce, daß insbesondere die Bauern mitunter mehr von diesen doch zu ihrem Schutz zusammengezogenen Söldnern zu befürchten hatten als von dem türkischen Sackmann.

List und Gewalt waren die Mittel dieser Gartenden. Und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn sie sangen:

... „Das sind die Landsknecht auf der Gart,
die plagen auch den Bauern hart.
Dieselben bitten nicht in Demuts Gestalt,
sondern fordern das mit Gewalt.
Ich thue auch der Bauern Fluchen nicht gremen;
gebns mir nichts, so thu ichs nemen,
droh in zu schießen auf die Haut.“¹⁸

Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß diese Hilfstuppen keineswegs mit offenen Armen empfangen wurden. Aber Krieg und Feindesnot stehen eben unter anderen Gesetzen. Und an der Grenze herrschte ein ewiger, ein nervenzermürender Kleinkrieg; mochte zuzeiten auch formell Frieden herrschen, so betrachteten die Osmanen, wie schon erwähnt, Beutezüge und Überfälle keineswegs als Friedensstörung oder gar als Bruch eines mit ungeheuren Tributen an die Pforte erkaufte Vertrages. Dies muß an dieser Stelle ausdrücklich betont werden, da ein wirklicher, von beiden Seiten respektierter Frieden nie eine so kostspielige Dauerbereitschaft erfordert hätte.

¹⁷ Josef v. Zahn, Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärk. Gesch. und Culturgesch. Neue Folge, Graz 1896, S. 82 ff.

¹⁸ Ebenda, S. 102. — Ferner: H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte, Stuttgart 1883, Hier finden sich im Abschnitt „an der Grenze“ (S. 250 ff.) zahlreiche wertvolle Einzelheiten über den Grenzkrieg und die für ihn aufgewendeten Geldsummen.

Der große Ausschußlandtag zu Bruck an der Mur zu Beginn des Jahres 1578 brachte neben der Religionspazifikation, die auch die eng zugeschnürten Geldbeutel der meist evangelischen Landstände zugunsten des Grenzwerts lockerte, endlich auch die höchst notwendige Reform der Landesverteidigung in den innerösterreichischen Ländern. Unter dem 25. Februar 1578 übertrug Kaiser Rudolf II. dem Beherrscher Innerösterreichs, seinem Oheim Erzherzog Karl, die Administration der windischen und kroatischen Grenze. Karl sollte als Stellvertreter des Kaisers vollmächtige Gewalt haben und nur in wichtigen, aber nicht dringenden Fragen den Bescheid des Kaisers einholen. Ferner durfte der Erzherzog, wenn es zu einem freien, offenen Defensiv- oder Offensivkrieg käme, nichts ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers unternehmen. Dafür waren der Ban im Windischland und Kroatien, die Stände und das Aufgebot dieser beiden Länder in Kriegsangelegenheiten an den Erzherzog gewiesen. Die Landstände Innerösterreichs konnten nun auf die Grenzadministration ihren ganzen Einfluß ausüben, da ja die Wehreinrichtungen hauptsächlich aus den von ihnen bewilligten Geldmitteln bestritten wurden.

Vom 2. Jänner 1578 ist die Instruktion für den infolgedessen neuerrichteten innerösterreichischen Hofkriegsrat datiert, die am 11. März in einer Note den drei Landschaften Steiermark, Kärnten und Krain von ihren Abgeordneten beim Brucker Tag mitgeteilt wurde. Die Instruktion zeigt, daß der Kaiser dem Erzherzog die geforderten Zugeständnisse gemacht hatte. In ihr waren Stellung und Wirkungskreis der neuen Behörde, die außer aus einem Präsidenten auch aus sechs Hofkriegsräten aus den Reihen der Landstände bestand, auf das genaueste festgelegt. Als ihre Hauptaufgabe aber wurde wie in der Instruktion für den Wiener Hofkriegsrat die Vorsorge zur Abwehr des türkischen Erbfeindes bezeichnet. Der Hofkriegsrat hatte zu diesem Zweck auch auf die rechtzeitige Einbringung der bewilligten Subsidien und nicht minder auf die widmungsgemäße Verwendung dieser Gelder zu achten, die aber, auch dies sei hier festgehalten, insbesondere aus dem Reich meist in so minderwertigen Münzsorten einliefen, daß die steirische Landschaft bei ihrer Umprägung in gängige Münze wiederholt empfindliche Verluste erlitt. Kriegszahlmeister, oberster Bau- und Proviantkommissär hatten vor dem Erzherzog und den Abgeordneten der Lande Rechenschaft abzulegen. Dem Hofkriegsrat oblag auch die Oberaufsicht über die Musterungen, den Fortgang der Festungsbauten und den Stand des Proviantwesens. Die Musterung bei den Landesaufgeboten und die Bestellung der Hauptleute und Befehlshaber bei diesen fiel den Verordneten des betreffenden Landes zu.

Truppen, Neubau oder Ausbesserung bzw. Modernisierung von Befestigungen und das zu allen diesen kostspieligen Forderungen notwendige Geld, das waren die beherrschenden Probleme der Einrichtung der windischen und kroatischen Grenze. Trotz dieser mitunter unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten hat die karolinische Grenzadministration Vortreffliches geleistet. Unter Karls Regierung wurden die Stadt Graz, ihr Schloßberg und Radkersburg neuerdings befestigt und an der Kulpa die nach dem Erzherzog benannte gewaltige Festung Karlstadt erbaut, wie es heißt, „ganz nach dem Vorbild einer steirischen Provinzstadt“, die Einfälle nach Krain verhindern sollte. Ferner wurde die sogenannte Weitschawarische Grenze errichtet, die mit ihren drei festen Plätzen Bajcsa, Keresztúr und Fityeháza den Übergang von der windischen Grenze zu den Blockhäusern des Grenzdistriktes Kanischa sicherte. Diese Grenzhäuser zu bauen wäre eigentlich Sache des Kaisers gewesen, da sie schon in dessen Grenzgebiet lagen.

Aber was nutzten diese und andere mit großen Kosten aufgeführten Befestigungen, wenn die Truppen versagten? In diesen Grenzkämpfen hatten der Kriegszahlmeister und der Proviantmeister vielleicht die verantwortungsvollsten, sicherlich aber undankbarsten Posten inne. Verspätete oder ungenügende Bezahlung, Auszahlung in minderwertigen und daher von der Bevölkerung nicht angenommenen Münzsorten, alles zumeist verursacht durch das laue Verhalten der Reichsstände, die durch die Türken nicht unmittelbar bedroht waren und außerdem auch noch andere Sorgen im Kopf haben mochten, dann auch die mitunter schlechte und unzureichende Verpflegung brachten das Kriegsvolk entweder zum Auseinanderlaufen oder zur Meuterei. Die Türken aber, obwohl sie in dieser Zeit in ihrer Aktivität langsam nachzulassen begannen, machten sich diese ihnen wohlbekanntem Faktoren zunutze, und so gingen schon bald nach dem 1590 erfolgten Tode Karls mehrere Grenzhäuser bei Kanischa verloren. 1592 erlitt dann ein Teil des steirischen Aufgebotes bei Karlstadt eine schwere Niederlage. Trotz eines Sieges Rudolfs von Eggenberg¹⁹ im folgenden Jahr bei Sissek löste sich das kleine Heer infolge Sold- und Proviantmangels auf, und im August dieses Jahres fiel bereits die Feste. Bei Karlstadt errangen die Türken abermals einen Sieg, so daß sie bis zur Einmündung der Mur in die Drau vordringen konnten. Das Heer in Kroatien aber war halb-nackt und halbverhungert, das Bauernaufgebot unbrauchbar. Die Lage war so kritisch, daß nach dem Fall von Sissek die Witwe Erzherzog

¹⁹ S. über ihn Zwiedineck-Südenhorst, a. a. O., S. 229 ff.

Karls, Maria von Bayern, mit ihren minderjährigen Kindern bereits an die Flucht aus Graz nach Innsbruck dachte.

Karls Nachfolger war sein ältester Sohn Erzherzog Ferdinand, der als zweiter seines Namens im Jahre 1619 auch Kaiser wurde. Er betrachtete die strikte Durchführung der Gegenreformation in Innerösterreich als seine Lebensaufgabe. Sie wurde auch ganz in seinem Sinne durchgeführt, aber durch die erzwungene Abwanderung zahlreicher Protestanten wurden die Wehrkraft des Landes und sein Abwehrwille empfindlich geschwächt. Als Ferdinand sich nach vollständiger Rekatholisierung der Länder im Jahre 1600 vermählte, wurde die Festimmung bald durch die Nachricht gestört, daß sich die Türken zum Angriff auf das wichtige Kanischa rüsteten. Dessen Schloß war wohl verstärkt worden, weil es der Mittelpunkt des von Innerösterreich erhaltenen kleinen „Weitschawarischen Grenzdistriktes“ war. Aber die Werke waren verfallen und nicht ausgebessert worden, die Besatzung bekam nur selten ihren Sold, sie war außerdem schlecht verpflegt und daher meuterisch gesinnt. Anfangs September kamen türkische Reiter bis Mureck, also bereits in die Gegend, wo die Mur von Nordwesten kommend nach Osten ausbiegt. Die ganze Umgebung von Radkersburg wurde gründlich verwüstet, um Entsatzversuche zu verhindern, die mißlingen. Dann ging ein Teil der ungarischen Besatzung von Kanischa zu den Türken über, so daß sich die Feste dem Feinde ergab, was der Kommandant, der Schloßhauptmann Paradeiser, mit dem Tod auf dem Schafott büßen mußte. Was aber den Fall dieses als Schlüsselpunkt der Grenzverteidigung geltenden Platzes nicht ungeschehen machte. Der nächste gefährdete Punkt war nunmehr Radkersburg. Das ganze Land erfaßte größte Bestürzung. Trotzdem weigerte sich der Landtag lange, zu dem unbedingt erforderlichen Gegenschlag zu rüsten. Endlich konnte sich Ende August 1601 in Radkersburg ein stattliches Heer sammeln. Doch die Belagerung von Kanischa mißlang infolge von Schneestürmen und Unfähigkeit des aus dem Welschland stammenden Anführers. Das Heer mußte sich unter Zurücklassung der ganzen Lager-einrichtung, worunter sich auch das Zelt des persönlich erschienenen Erzherzogs befand, und des ganzen Geschützparkes zurückziehen. Heimkehrer brachten Lagerseuchen ins Land, kurz es war eine schwere und noch dazu blamable Niederlage der Christenheit. Trotz ihres Sieges waren die Türken einem Frieden jedoch nicht abgeneigt, selbst wenn sie Kanischa zurückgeben müßten, da sie selbst Schwierigkeiten in Asien hatten, aber der stets mißtrauische Kaiser war zum Abschluß nicht zu bewegen²⁰.

²⁰ Pirchegger II, S. 485 f.

Es ist hier nicht möglich, das ständige Hin und Her des Kriegsglücks in allen Phasen detailliert zu verfolgen. Es seien daher nur ein paar ganz besonders markante Ereignisse hervorgehoben. So beschwerte sich die steirische Landschaft mit Recht beim Erzherzog, das Landkriegsvolk werde außerhalb der Grenzen verwendet, die aus diesem Grunde ungeschützt blieben; sie beschwerte sich auch über die Musterrungen ausländischer Truppen im Lande, die nichts bezahlten, über die gartierenden Knechte, die in Rudeln von 50 bis 80 Mann die Steiermark unsicher machten.

In dieser verworrenen und mißlichen Lage brachte ein furchtbarer Einfall von ungarischer, also nicht von türkischer Seite neuerlich Unheil über das Land.

In Nordungarn hatte Stephan Bocskay, Oheim des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Báthori, die Fahne des Aufruhrs gegen Kaiser Rudolf entfaltet und war von den Aufständischen zu ihrem Fürsten ausgerufen worden. Er gewann auch die Hilfe der Türken. Auf ihre Veranlassung fielen im Jahre 1605 die Hajduken zweimal in die Oststeiermark ein, verheerten das Raab- und Ilztal und plünderten Fürstenfeld. Die Hajduken, deren Gebiet im sogenannten Alföld, der großen ungarischen Tiefebene, liegt und später mit der Stadt Debrezin als Hauptort zum Hajduken-Komitat wurde, haben ihren Namen in die Geschichte des 16. Jahrhunderts mit Blut und Brand eingeschrieben. Sie galten als besonders wilde Krieger, die sich schon bald nach Mohács zusammengeschlossen hatten und in ihrer unbezähmbaren Grausamkeit solche Verheerungen angerichtet hatten, daß nicht nur der Wiener Hof, sondern sogar die Türken, die deshalb mit Wien ein Abkommen trafen, an ihre Ausrottung dachten, die indessen ergebnislos blieb. Daß Bocskay sie für sich gewonnen hatte, gab seinem Unternehmen erst die richtige Stoßkraft, und da es gegen Wien gerichtet war, hatten diesmal auch die Türken nichts einzuwenden gehabt²¹. In der Steiermark waren sie durch dienstlose Landsknechte und sogar durch beutelustige Steirer verstärkt worden. Ein Waffenstillstand am 15. Jänner 1606, ein Friedensschluß mit Bocskay am 23. Juni zu Wien und am 11. November mit den Türken zu Zsitvatorok machte dem Wüten ein Ende. Bocskay wurde Großfürst von Siebenbürgen, starb aber schon Ende Dezember des gleichen Jahres. Trotzdem spitzte sich bald danach die Lage wieder

²¹ Artur Steinwenter, Der Frühjahrseinfall der Hajduken in Steiermark 1605. *ZhVSt.* XVII, 1919 f., S. 23 ff. Derselbe, Die Wehrmaßnahmen des steirischen Landtages gegen Türken und Hajduken 1605. *ZhVSt.* XVI, 1918, S. 51 ff. — Über die Hajduken selbst s. Béla Szivos, Das Hajdukengebiet, in: *Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild*, Ungarn, Bd. II, Wien 1891, S. 319—338, besonders S. 334 ff.

zu. Abermals sammelten sich 6000 Hajduken an der Grenze. Der ungarische Reichstag wollte von einer Entschädigung an Innerösterreich nichts wissen, verlangte kurzsichtigerweise den Abzug der innerösterreichischen Truppen und der Offiziere aus dem kroatischen Grenzgebiet, die Wiederherstellung der militärischen Obergewalt des kroatischen Banus und zudem eine ausgiebige Unterstützung, damit der Wehrstand, womit natürlich nur der ungarische und kroatische gemeint war, stark bliebe. Und überdies trat Ungarn beim Reichstag in Regensburg gegen die von Erzherzog Ferdinand als Delegiertem Rudolfs geforderte stattliche Türkenhilfe an den Kaiser auf, um den Frieden zu erhalten. Bald darauf aber hatte der Bruderzwist in Habsburg Ungarn einen ihm freundlich gesinnten neuen König gegeben, des Kaisers jüngeren Bruder Matthias, seit 1612 auch Kaiser, unter dem dann der große, der Dreißigjährige Krieg ausbrach. Merkwürdiger- und glücklicherweise hielten während dieses mörderischen Ringens die Türken Frieden; es braucht wohl kaum eigens betont zu werden, daß sie auch diesmal den Frieden auf ihre Art interpretierten. Gelegentliche Übergriffe und Einfälle kleinerer Scharen blieben daher nicht aus. Aber sonst war es um ihre Schwungkraft und ihren Angriffselan nicht mehr so gut bestellt wie ehemals. Es dauerte denn auch nur noch wenige Jahrzehnte, bis sie endgültig für ihre westlichen Nachbarn ihre Rolle als Schreckgespenst ausgespielt hatten²².

Als die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges abgeklungen waren, konnten Burgen und Städte an der Grenze neu befestigt oder die alten Anlagen zumindest ausgebessert und verstärkt werden. Als 1663 die Türken Kaiser Leopold I. den Krieg erklärten, wurden Städte und Befestigungen mit Proviant und Munition versehen, in Graz sogar die östlichen Vorstädte abgerissen, um bei einer etwaigen Belagerung dem Feind jede Deckungsmöglichkeit zu nehmen. Aber diesmal waren alle Vorbereitungen glücklicherweise unnötig gewesen, da die Türken schon am 1. August des folgenden Jahres von den kaiserlichen Truppen unter dem Oberbefehl des Grafen Raimund Montecuccoli bei Mogersdorf nächst St. Gotthard an der Raab empfindlich geschlagen wurden. Leider nicht entscheidend, weil bei dieser Schlacht nur ein Drittel des osmanischen Heeres engagiert gewesen war. Überdies hinderten in den mit Verwundeten überfüllten Grenzstädten schwere Seuchen, Mangel an Lebensmitteln und zudem auch Uneinigkeit der Heerführer, diesen Erfolg auszunützen. Und so konnte der Türke 21 Jahre später zum letzten massiven Ansturm auf das östlichste und größte, zugleich auch am

²² Pirchegger II, S. 492—496.

schwersten zu verteidigende Bollwerk der Christenheit, auf Wien, ansetzen. Hier, im Weichbild der Stadt, die zugleich Residenz des Römisch-Deutschen Kaisers und damit für beide kämpfende Parteien zu einem Symbol geworden war, trat nach einem wahrhaft entscheidenden Sieg über die Ungläubigen endlich der lang und allgemein ersehnte große Umschwung ein, indem aus dem Verteidiger der Angreifer wurde, indem nunmehr der Westen gegen den Osten marschierte und ihn schließlich dank dem Feldherrn genie des Prinzen Eugen auf die Knie zwang²³.

Noch ein letztes Mal trat, während im Osten Sieg auf Sieg folgte, die windisch-kroatische Grenze in Aktion, als abermals ein siebenbürgischer Fürst, Franz II. Rákóczi, in Oberungarn sich erhob. Drahtzieher dieser Erhebung aber waren diesmal nicht die Türken, die andere Sorgen hatten, sondern der „roi soleil“, König Ludwig XIV. von Frankreich, der durch seine Raubkriege im Westen die Türken zu entlasten gehofft hatte. An ihrer Statt schickte er jetzt Rákóczi mit seinen „Kuruzzen“ ins Feuer, einer Truppe, die den Hajduken in nichts nachgab. Eine Schar von ihnen fiel 1704 auch ins Grenzgebiet ein, eroberte Tschakathurn auf der Murinsel, Stadt und Schloß Friedau und auch Luttenberg, wo sie unmenschlich hauste. Auch bei Fürstenfeld und Umgebung wurde hart gekämpft. Erst der Friedensschluß von 1711, der Rákóczis Schicksal besiegelte, setzte den Kämpfen ein Ende, aber nicht den Leiden der nunmehr von Seuchen und anderen Nöten heimgesuchten und dezimierten Bevölkerung.

Zum Abschluß noch einige Worte über das, was wir heute gemeinhin unter dem Begriff der österreichischen „Militärgrenze“ verstehen²⁴. Die Rückeroberung und Befriedung Ungarns im Innern hatte auch an der Grenze eine ganz neue Situation geschaffen. Ihren festen Plätzen stand voraussichtlich auf unbegrenzte Zeit kein Feind mehr gegenüber. Schon 1630 hatte Kaiser Ferdinand II. den Grenzbewohnern der drei Capitanats-Bezirke von Kreutz, Kopreinitz und Ivanić ein Verfassungstatut gegeben, dessen Grundbestimmungen mit größeren oder geringeren Abänderungen auf lange Zeit hinaus die Leitidee bei der Organisation der Grenzmiliz darstellten. Die politische Verwaltung beruhte auf dem Grundsatz der Selbstverwaltung. Außer gegenüber dem Kaiser bestand kein Untertanenverhältnis. Die besoldeten oder statt eines Sol-

²³ Über den Aufstieg der osmanischen Weltmacht und den inneren Verfall dieses Reiches s. Georg Stadtmüller, *Gesch. Südosteuropas*, Wien 1850, S. 261—284 und 334—350.

²⁴ Über die „Militärgrenze“ liegt jetzt eine auf erschöpfendem Quellenstudium beruhende Untersuchung von Gunther Erich Rotenberg. *The Austrian Military Border in Croatia, 1522—1747*, Illinois Studies in the social sciences, Vol. 48, Urbana 1960, vor, die auch eine umfassende Bibliographie zu diesem Thema enthält.

des mit Grundbesitz oder anderen Privilegien ausgestatteten Grenzwachmänner unterstanden den gleichen Kriegsgesetzen wie die kaiserlichen Truppen und wurden teils als Besatzung der Grenzbefestigungen, teils zu Befestigungsbauten, zum Grenzwach-, Patrouillen- und Kundschafterdienst verwendet. Sie dienten mit eigenen Gewehren und Pferden, nur die Munition wurde ihnen verabfolgt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestand in dem Landstrich zwischen Drau und Save die ober-slawonische oder windische Grenze, die das Generalat Warasdin bildete, dann zwischen Kulpa und dem Meer die kroatische oder das Karlstädter Generalat. Beide wurden vom Grazer Hofkriegsrat administriert. Oberhalb des Karlstädter Bezirkes lag dann noch die sogenannte Petrinianer- oder Kulpa-Grenze; später hieß sie dann die Banat-Grenze. Die Grenzer leisteten beim Kampf gegen den äußeren Feind unschätzbare Dienste, bedurften aber bei ihrem Hang zur Zügellosigkeit, bei ihrer Abneigung gegen friedlichen Erwerb und ihrer Armut einer permanenten militärischen Organisation, die sie zwar in fester Zucht hielt, aber doch erträglicher war als das Untertanenverhältnis bei einer Grundherrschaft. Eine solche straffe Organisation verlangte ja auch der inzwischen erfolgte Übergang aus dem Söldner- zum stehenden Heer. In den Kriegen Maria Theresias gegen Preußen und später in den napoleonischen Kriegen wurden die Grenzregimenter auch an der Front eingesetzt, also ihrer primären Bestimmung entzogen. Man erinnert sich, welche Rolle hierbei die gefürchteten Kroaten und Panduren spielten²⁵.

Es gab schließlich nicht weniger als 18 solcher Grenzinfanterieregimenter und ein selbständiges Bataillon in Kroatien, Slawonien, Banat und Siebenbürgen. Unter ihren Offizieren finden sich die besten Namen. Auch der nach dem Prinzen Eugen vielleicht berühmteste österreichische Feldherr des 18. Jahrhunderts, der Türkensieger Gideon Freiherr von Laudon, hat sich in einem weltabgeschiedenen kroatischen Dorf im Grenzdienst langweilen müssen, bis er endlich den Weg in die Unsterblichkeit antreten durfte. Der ungarische Ausgleich von 1867 hat schließlich der alten Grenzerherrlichkeit ein Ende bereitet. Nachdem schon 1851 einige Grenzregimenter in Linieninfanterieregimenter umgewandelt worden waren, wurden die restlichen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgelöst und ihre Bezirke in die allgemeine Ergänzungsbezirkseinteilung der k. u. k. Wehrmacht einbezogen.

²⁵ Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, I. Serie, I. Band: Einleitung zur Darstellung der Feldzüge des Prinzen E. v. S., bearb. von der Abt. f. Kriegsgesch. des k. k. Kriegs-Archivs, Wien 1876, S. 444—457, bes. S. 448. — Über den berühmtesten und gefürchtetsten Führer aus der langen Reihe dieser „Graničari“, den Freiherrn Franz von der Trenck, s. Oskar Teichmann, *Pandur Trenck*, Dresden (1928).